



«Wir nannten sie Leintücher»: Der pensionierte Hausmeister Farinelli erklärt das Innere des Bundeshauses.

«Muss das sein?»

Fast zwanzig Jahre lang war er der oberste Hauswart der Schweiz: Roger Farinelli kennt das Bundeshaus und sein Personal wie kein Zweiter. Warum die Prachtfassade auf der Rückseite liegt und der «grösste Kindergarten der Schweiz» viel menschlicher geworden ist. Von Peter Keller und Fabian Unternährer (Bilder)

Ein Fussgängerstreifen trennt das politische Machtzentrum der Schweiz von der Welt rundherum. Hier steht Roger Farinelli und schmunzelt angriffslustig unter seinem dichten Schnauz hervor. Achtunddreissig Jahre lang war er zuerst Weibel im Nationalrat und dann der oberste Hauswart des Landes, der Concierge des Bundeshauses, wie es auf Französisch eleganter und passender heisst.

Nur nicht auffallen

Kaum einer kennt den Betrieb und sein Personal besser, als der seit März pensionierte Farinelli. Hilfsbereit und verschwiegen versah er seinen Dienst, ohne den Blick auf die Schwächen der Mächtigen zu verlieren. «Ich war im grössten Kindergarten der Schweiz tätig», sagt er heute und beschreibt damit in einem Satz das anarchisch-liebevollen Verhältnis der Schweizer zu ihren politischen Vertretern präziser als manche akademische Abhandlung. Zu seiner Verabschiedung wurde er in den Nationalratssaal gebeten. «Ich dachte zuerst: «Muss das sein?»» Als dann das ganze Parlament aufstand und applaudierte, «mir, dem Farinelli», habe es ihn doch «tschuderet» – lief es ihm kalt den Rücken runter. Typisch für die Schweiz: Die Pracht-

fassade des Bundeshauses befindet sich hinten raus, gegen die Aare. Hier thront das Parlament mit seiner mächtigen Kuppel, eingerahmt von zwei symmetrischen Anbauten, dem Bundeshaus West und Ost. Über rund dreihundert Meter erstreckt sich der ganze Gebäudekomplex.

Wer mit dem Zug nach Bern reist, kann einen kurzen Blick auf die grossartige Komposition erheischen, bevor das Gleis in der Altstadt verschwindet. Der eigentliche Haupteingang befindet sich auf der schlichteren Vorderseite. Hier duckt sich das Bundeshaus beinahe zwischen den anderen Gebäuden. Nur nicht auffallen. Nur nicht herausragen. Understatement als Staatsdoktrin, selbst in der Architektur des Regierungssitzes.

Über den Bundesplatz geht es zur schattigen Nordfassade. Ein paar Statuen und Allegorien schmücken das römisch angehauchte Portal. Dahinter, zurückversetzt, lugt die Kuppel hervor, deren Erhabenheit sich erst erschliesst, wenn der Besucher ins Haus eingetreten ist und über die Treppen zu den Parlamentssälen hinaufsteigt.

Seit ein paar Jahren belegen Natursteinplatten den Vorplatz, darin eingelassen sind Düsen, die im Sommerhalbjahr bis zu vier Meter

hohe Fontänen ausspeien. Sehr zum Vergnügen der kleinen Kinder, die kreischend in Unterhosen durch das Wasserspiel jagen. Jeden Dienstag frühmorgens wird der Platz zum Markt, wenn die Bauern aus dem Umland kommen und vom Rüebli bis zu den Kirschen alles feilbieten, was die Saison und der Boden hergeben. Durch die Stände schlängeln sich die Volksvertreter in dunklen Anzügen auf dem Weg zum Ratssaal, wo Punkt acht Uhr mit einer Glocke die Sitzung eröffnet wird. Es gehört zur Psychologie der Schweiz, dass sie die Mächtigen, wo immer möglich, zu erden versucht. Dass der Vorplatz des Bundeshauses mal ein Kinderspielfeld, mal ein Bauernmarkt ist, passt bestens in diese Strategie.

Das Bundeshaus ist ein Museum

Bundesplatz 3, 3005 Bern. Hier ist die Macht zu Hause, oder eben das, was man in der direkt-demokratischen Schweiz der Politik an Macht zugesteht. 1902 wurde das Bundeshaus fertiggestellt. Nach acht Jahren Bauzeit und einigen Querelen: Soll das Parlament eine Kuppel schmücken? Wo soll sie überhaupt zu stehen kommen? Sicher nicht über einem profanen Treppenhaus, meinten die Kritiker. Doch genau dort empfängt nun den Besucher ein Kup-



peldach mit einem Kranz von Kantonswappen aus Glas.

In der Mitte der Kuppel, gleich einer Herzkammer, pocht das Schweizer Kreuz, umgeben von zwei Spruchbändern. Auf diesen ist die Idee der Eidgenossenschaft in der grösstmöglichen Dichte beschrieben: «Unus pro omnibus – omnes pro uno». Einer für alle – alle für einen. Die Kantone bilden die Schweiz und die Schweiz ist nicht mehr als die Summe der Kantone. Anschaulicher könnte man das Prinzip Föderalismus kaum darstellen. Nur ein Wappen fehlt, es ist der Jura, der sich erst 1978 vom wenig geliebten Bern lösen konnte und nun sein eigenes Plätzchen gefunden hat: im südlichen Fensterbogen, ganz nach dem Geschmack der separatistisch veranlagten Jurassier.

Das Bundeshaus ist eine grosse historische Erzählung. Mitten in der Kuppelhalle ragen die monumentalen drei Eidgenossen empor und schauen streng auf jeden Gast herab. Unter ihren steinernen Pranken ist der Bundesbrief zu erkennen. Ihnen gegenüber sind zwei Gestalten der frühen Eidgenossenschaft platziert: Niklaus von Flüe, der Heilige, und Arnold von Winkelried, der Held. In ihm wird der Wahlspruch der Kuppel wiederaufgenommen: Mit seinem Leib drückte er die Speere der feindlichen Habsburger nieder, damit seine Kameraden durch die Bresche vordringen und ihr blutiges Handwerk siegreich vollenden konnten. Einer für alle. Winkelrieds mythische letzte Worte: «Sorget für meine Frau und meine Kinder.» Alle für einen.

Roger Farinelli nennt das Bundeshaus ein Museum. Jeden Tag finden Führungen statt. Auch während der Session sind im ganzen Gebäude

Gruppen unterwegs und schauen auf der Tribüne dem Treiben im Ratssaal zu. Rund 140 000 Besucher im Jahr. Die Leute würden protestieren, wäre das Haus geschlossen, glaubt Farinelli. Zu Recht, findet er. «Das Haus gehört immer noch dem Volk. Wir zahlen Steuern und dementsprechend zahlen wir auch keinen Eintritt.»

Was hat sich in diesen fast vierzig Jahren, die er im Bundeshaus tätig war, am meisten geändert? Mit Ausnahme der Aussenfassade, die noch immer gleich sei, fast alles, sagt Roger Farinelli. Der Papierkrieg sei anfänglich viel grösser gewesen. Jedem Ratsmitglied wurden die Zeitungen und die adressierte Post aufs Pult gelegt. «Dazu kamen die ganzen Botschaften, Kommissionsberichte und die Fahnen mit allen Anträgen und Gesetzesartikeln, die so gross waren, dass wir sie Leintücher nannten.» Pro Session seien so fünf Tonnen Papier zusammengekommen.

Wie bis vor kurzem im Ständerat wurde auch in der grossen Kammer per Hand gezählt. Für den damals jungen Weibel im Nationalrat ein durchaus amüsantes Schauspiel. Das seien regelrechte Freiübungen gewesen: aufstehen, abhocken, aufstehen, abhocken. «Am meisten Freude», schmunzelt Farinelli, «hatten wir am letzten Freitag bei den Schlussabstimmungen.» Am Abend zuvor waren die bekannten Fraktionsanlässe, die auch mal etwas länger dauern konnten. «Manche Nationalräte hatten entsprechend mehr Sitzleder am nächsten Morgen.»

Heute drücken die Parlamentarier auf die Abstimmungsanlage, die sich in einer kleinen Öffnung auf jedem der Pulte befindet. Der kleine Schacht erzählt beispielhaft, wie sich das

Haus und seine Gepflogenheiten geändert haben. Bevor die Abstimmungselektronik installiert wurde, befanden sich dort die Tintenfässchen der Ratsherren, dann hat man diese durch Aschenbecher ersetzt. Farinelli erinnert sich: «Auch im Saal wurde geraucht. Sobald der Nationalratspräsident die Sitzung beendet hatte, wurden die Zigaretten gezückt. Auch die Weibel pafften anstandslos mit.» Heute müssen sich die Raucher in ein verstecktes Zimmer im unteren Stock verdrücken. Oder nach draussen gehen auf den schmalen Balkon, der die Südfassade auf der Höhe der Wandelhalle säumt.

«Früher waren sie standesbewusster»

«Und wie ist es mit den Parlamentariern, Herr Farinelli, haben sich diese auch so verändert?» Sie seien menschlicher, offener geworden. «Früher waren sie standesbewusster.» Das Gespräch findet in der «Galérie des Alpes» statt, im hauseigenen Restaurant. Als er hier angefangen habe zu arbeiten, sei es undenkbar gewesen, dass die Mitarbeiter am gleichen Ort ihren Kaffee getrunken hätten wie die Volksvertreter. «Die Parlamentarier hörten es gerne, wenn man sie mit <Grüessech, Herr Nationalrat> oder <Grüessech, Herr Ständerat> angesprochen hat. Auch ausserhalb des Hauses.»

Aber Farinelli kannte viele Parlamentarier auch so schon aus einer anderen Perspektive. Gewissermassen in kurzen Hosen. Bis zu seiner Pensionierung gehörte er dem FC Nationalrat an, als Spieler, Coach und Masseur. Eine gute Erfahrung. «Auf dem Fussballplatz sind alle gleich.» Wenn sich einer daneben auführt, wird er schon mal mit «Tubel!» angebellt. Auch der Herr Nationalrat. ○